

Transformation und Biographien : "Selbstverständlichkeiten" im biographischen Konzept junger Frauen

Dölling, Irene

1998

<https://doi.org/10.25595/181>

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *Transformation und Biographien : "Selbstverständlichkeiten" im biographischen Konzept junger Frauen*, in: Oechsele, Mechthild; Geissler, Birgit (Hrsg.): *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (Opladen: Leske + Budrich, 1998), 151-165. DOI: <https://doi.org/10.25595/181>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Transformation und Biographien: „Selbstverständlichkeiten“ im biographischen Konzept junger ostdeutscher Frauen¹

Das sozialwissenschaftliche Interesse an den Auswirkungen gesellschaftlicher Transformationsprozesse auf die Biographien der Ostdeutschen ist ungebrochen. Mit der wachsenden Zahl empirischer Untersuchungen wird der Blick für die Ambivalenzen und Ungleichzeitigkeiten schärfer, die die Zusammenhänge zwischen Makro- und Mikroebene, zwischen Struktur und Handeln kennzeichnen, und auch dafür, daß überkommene Lebensformen wie biographisch erworbene Handlungsmuster durchaus modifizierend auf die Art und Weise und den Verlauf der Modernisierungen Einfluß haben können, die mit den gesellschaftlichen Transformationen intendiert sind (vgl. Hradil 1995). Für die bisherigen Transformationsverläufe, die durch einen rasanten sozialen Wandel gekennzeichnet waren/sind, zeichnet sich ab, daß sich „Formen der (privaten) Lebensführung“ (Kreher 1995: 250; Wehrich 1996: 224) unter dem Druck bzw. der Optionen veränderter äußerer Bedingungen gewandelt haben, nicht aber die „Logik, das generative Prinzip der Lebensführung“ (ebd.), das „Arrangement von Arrangements“, das mit relativer Stabilität und Kohärenz das „Wie“ der alltäglichen Lebensführung strukturiert (Jurczyk/Rerrich 1993: 36). Jurczyk und Voß unterscheiden in ihrer Kategorie der Lebensführung die Ebene „Lebensführung als sinnhaftes System“ von der Ebene „Lebensführung als System praktischen Tuns“ (Jurczyk/Voß 1995: 392). Die konzeptionellen Voraussetzungen unserer eigenen Untersuchungen korrespondieren mit diesen Überlegungen. Wir haben für den uns interessierenden Zusammenhang den Begriff „Selbstverständlichkeiten“ gewählt. Wir verstehen darunter Wertorientierungen und Handlungsmuster, die individuelles Resultat einer DDR-Sozialisation sind, als „Arrangement von Arrangements“ habituell verankert sind und die Alltagspraxis regeln. In der Analyse einiger

1 Dieser Beitrag gründet sich auf Forschungsergebnisse, die im Rahmen des Projektes „Tagebücher als Dokumente eines gesellschaftlichen Umbruchs – Veränderungen im Alltag ostdeutscher Frauen“ am Lehrstuhl Frauenforschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam erarbeitet wurden (vgl. auch Dietzsch/ Dölling 1996).

weniger Fallbeispiele (es handelt sich um fünf Frauen, die einer DDR-Generation zugehören) interessierte uns, ob diese Orientierungen und Muster unter dem Druck von Veränderungen beibehalten oder „umgeschrieben“ und angepaßt werden, und auch, ob das Beibehalten von Selbstverständlichkeiten dazu führt, Entwicklungen zu verzögern bzw. zu modifizieren, die den Bedürfnissen dieser Frauen entgegenlaufen.

Für unsere Analyse verwenden wir Tagebücher, die die fünf Frauen 1990 geschrieben haben sowie Berichte, in denen sie Ende 1994 über die wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in ihrem Leben seit der Zeit des Tagebuchführens Auskunft geben.²

Die fünf Frauen, auf die wir uns in unserer Untersuchung bezogen haben, wählten wir aus folgenden Gründen aus:

- Sie sind 1990 zwischen 20 und 25 Jahre alt und gehören zu der Altersgruppe (21-30jährige), für die sich nach Auswertung unseres 25er Samples von 1994 im Vergleich zu den anderen Altersgruppen die größten beruflichen und familiären Veränderungen vollzogen haben.
- Sie haben noch zu DDR-Zeiten ihr biographisches Konzept entwickelt (und teilweise praktiziert).

2 Die fünf Frauen gehören zu den 55 Frauen und vier Männern, die 1990 auf eine Annonce in der „Jungen Welt“ zwischen Währungsunion und ersten gesamtdeutschen Wahlen ein Tagebuch über ihren Alltag schrieben und uns zur Verfügung stellten. Im Winter 1994 haben wir alle TagebuchschreiberInnen gebeten, uns in einem standardisierten Fragebogen Auskünfte über ihre derzeitige Situation zu geben und in einer Art Tagebucheintragung von maximal 10 Seiten über die Ereignisse zu berichten, die ihr Leben in den vergangenen 4 Jahren besonders nachhaltig beeinflußt haben. Von den knapp 50 TagebuchschreiberInnen, die wir Ende 1994 noch postalisch erreichten, haben uns 31 geantwortet; die Antworten von 25 sind für unseren Zusammenhang auswertbar. Diese 25 Frauen waren 1990 zwischen 15 und 63 Jahre alt. Nach Altersgruppen ergibt sich folgende Verteilung: 5 waren zwischen 15 und 20 Jahren, 9 zwischen 21 und 30 Jahren, 6 zwischen 31 und 40 Jahren, 3 zwischen 41 und 50 Jahren, je eine war über 51 bzw. 61 Jahre alt. Von den 25 Frauen haben überdurchschnittlich viele eine hohe schulische bzw. berufliche Ausbildung (dies traf auch auf unser Gesamtsample von 1990 zu). 13 von 25 haben das Abitur, 10 einen Hochschulabschluß (2 haben promoviert), 5 einen Fachschulabschluß, 7 eine Facharbeiterausbildung. Nur zwei Frauen (eine in der Altersgruppe zwischen 41 und 50 Jahre, eine in der Gruppe der über 61-jährigen) haben lediglich einen 8-Klassen Abschluß.

Eine rein faktische Zusammenstellung der Veränderungen, die sich zwischen 1990 und 1994 für die Frauen in den Bereichen Arbeit, Familie, Ortswechsel und politisches Engagement ergeben haben, zeigt, daß fast alle (mit Ausnahme beinahe nur der 3 Schülerinnen und der Rentnerin) 1990 und in den folgenden Jahren eine Phase der beruflichen Unsicherheit, drohender bzw. realer Arbeitslosigkeit zu bewältigen hatten und zum Teil durch Arbeitslosigkeit des Mannes mit schwierigen familiären Situationen konfrontiert waren. Damit ist noch nichts über finanzielle und psychische Belastungen gesagt, die viele – insbesondere in den Jahren 1991 bis 1993 – zu bewältigen hatten. Insgesamt zeigt sich, daß für die meisten wohl die schwierigen Übergangsjahre vorbei sind, der Alltag (wieder) in wichtigen Bereichen stabil und berechenbar geworden ist. Für Ende 1997 planen wir eine zweite Nachuntersuchung.

- Sie sind zwischen 1990 und 1994 in einer biographischen Phase, in die – zumindest in der DDR – wichtige Ereignisse gefallen wären: Abschluß einer Berufsausbildung bzw. eines Studiums, erste Berufserfahrungen, Gründung einer Familie bzw. Geburt von Kindern. Mit den neuen Bedingungen sind sie daher in einer Weise konfrontiert, die sie bzw. bestimmte Selbstverständlichkeiten in ihren Lebensplänen unmittelbar betreffen. Sie sind zugleich jung genug, um ihre Lebenspläne und ihre Handlungsorientierungen modifizieren zu können.

Ich werde zunächst in vier Punkten Selbstverständlichkeiten in Wertorientierungen und Handlungsmustern beschreiben, die wir im Ergebnis einer Textanalyse aus den Tagebüchern 1990 bzw. den Nachschriften 1994 der fünf Frauen „herausgefiltert“ haben (wobei nicht alle diese Selbstverständlichkeiten bei allen fünf Frauen zu finden waren).

Anschließend soll – in einer Beschränkung auf zwei Fälle – herausgearbeitet werden, was diese Selbstverständlichkeiten in der jeweiligen Biographie bedeuten und wie die Frauen mit diesen Selbstverständlichkeiten aus ihrer je individuellen biographischen Konstellation heraus umgehen, wie sie diese – vermittelt durch neue Bedingungen – als Chancen oder Bedrohung wahrnehmen, ob und wie sie in den vergangenen fünf Jahren an den Selbstverständlichkeiten von 1990 (unverändert oder modifiziert) festhalten (konnten).

1. Selbstverständlichkeiten

Die Selbstverständlichkeiten, die wir in den Aufzeichnungen der fünf Frauen gefunden haben, lassen sich in vier thematische Bereiche zusammenfassen:

a. Ganztägige, qualifizierte Erwerbsarbeit

Trotz drohender bzw. erlebter Entwertung ihrer Ausbildung/Abschlüsse, trotz Gefährdung bzw. (zeitweiligem) Verlust des Arbeitsplatzes halten alle Frauen an einem biographischen Konzept fest, in dem die qualifizierte Vollzeiterwerbsarbeit ein wesentliches Element ihres Lebenssinns ausmacht – meist gleichrangig mit Leben in der Familie. Zwei Aspekte einer Sozialisation unter DDR-Bedingungen kommen hier zum Tragen. Zum einen das Verständnis, daß Arbeit eine Pflicht eines jeden Mitglieds der Gesellschaft als Beitrag zu deren Funktionieren ist. Zum anderen ist es die Erfahrung, daß einmal getroffene Entscheidungen, in diesem Falle die Entscheidung für eine Ausbildung oder eine Berufstätigkeit, ein Leben lang die Biographie vorzeichnen (subjektiv äußert sich das als Beharrungsvermögen oder auch als ein gewisses Trägheitsmoment).

Damit ließe sich auch erklären, warum ungewollte Ausbildungen, die z.B. von einigen Frauen unseres Samples aufgrund von staatlicher Berufslenkung begonnen wurden, oder solche, die durch die Wende erheblich entwertet wurden, trotzdem zu Ende geführt werden, bevor über berufliche Veränderungen zugunsten der eigenen Interessen – in Relation zu den veränderten Bedingungen und Möglichkeiten – nachgedacht wird.

Das Beibehalten eines solchen biographischen Entwurfs heißt jedoch nicht, daß die Kluft zwischen den selbstverständlichen Ansprüchen an die Berufsarbeit und den Bedingungen zu deren Realisierung von den Frauen nicht wahrgenommen wird. Bei der individuellen Bewältigung dieser Diskrepanz gewinnt ein Deutungsmuster an Bedeutung, auf das drei Frauengenerationen in der DDR zurückgreifen können, auch wenn sie unterschiedliche Erfahrungen damit verknüpfen: es ist das Negativbild der Hausfrau. Dieses Bild gehörte in der DDR als Negativ mit Kontrast- und Warnfunktion zum propagierten Leitbild der berufstätigen Frau/Mutter, und es hat sich offenbar nachhaltig in das Bewußtsein von DDR-Frauen aller Altersgruppen eingeprägt. Über seine propagandistische Funktion hinaus war es geeignet, individuell sowohl Normalität (Berufstätigkeit der Frau, Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft) zu befestigen, als auch vor Gefahren zu warnen, die mit einem Abweichen von der Norm verbunden sein konnten – z.B. Ausgrenzungen unter Frauen bei Nichtberufstätigkeit (vgl. Molnar/Richter/Rieger 1994). Indem Frauen unseres Samples in der Situation beruflicher Unsicherheit dieses Negativbild (mit seinen Assoziationen: soziale Isolierung, Verlust des Gebrauchtwerdens und damit verbundener sozialer Anerkennung) aktivieren, bekräftigen sie auch angesichts sich verändernder Bedingungen die Selbstverständlichkeit, berufstätig zu sein. Zugespitzt könnte man formulieren: Über das Negativbild der Hausfrau wird diese Selbstverständlichkeit überhaupt als solche reflektiert.

b. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie auf der Grundlage des Pendlermodells

Wie für die zwischen 1950 und 1960 geborenen Frauen wurde auch für die Frauen unseres Samples (geboren zwischen 1960 und 1970) das „Pendlermodell“ (vgl. Trappe 1995) biographisch wirksam, das ihnen – anders als den DDR-Frauen früherer Jahrgänge – ermöglichte, zwischen Berufsarbeit und kürzerer Familienphase zu pendeln. Die ambivalenten bis negativen Erfahrungen, die Frauen dieser Jahrgänge beim Pendeln mit einem quasi Hausfrauendasein machten (neben dem Gefühl der Einsamkeit nicht selten auch die Erfahrung, daß eine vorher praktizierte Arbeitsteilung mit dem Partner außer Kraft gesetzt wird), verstärken das Negativbild Hausfrau und füllen es zugleich mit konkreten Inhalten. Die biographischen Entwürfe der fünf Frauen

sind auf dem Pendlermodell aufgebaut. Für sie steht es außer Frage, daß sie nach einem befristeten/kurzzeitigen Pausieren nach der Geburt eines Kindes ihre Berufstätigkeit wieder aufnehmen. Dabei ist es auch nach wie vor für sie selbstverständlich, daß ihre Kinder in Kindertagesstätten betreut werden.

c. Leben in der „Wir“-Gemeinschaft

Die Frauen unseres Samples sprechen häufig von Gemeinschaft und an sie selbstverständlich geknüpfte Erwartungen bzw. an sie gebundene Rechte und Pflichten. Sie meinen mit „Gemeinschaft“ keineswegs nur die unmittelbaren, z.T. verwandtschaftlichen sozialen Beziehungen (vgl. Tönnies 1959), sondern auch und vor allem eine soziale Organisationsform, die – z.B. durch sozialpolitische Maßnahmen – Vorsorge für die einzelnen trifft. Diese Für- und Vorsorge in der und durch die Gemeinschaft ist in ihrem Verständnis vom politischen System der DDR abgekoppelt. Das wird als Selbstverständlichkeit unabhängig vom jeweiligen politischen System verstanden. Der Begriff „Gemeinschaft“ wird in diesem Sinne zum Teil auch zur Abgrenzung vom Staat DDR benutzt.

Positiv meint er einen Anspruch an ein bestimmtes Maß an sozialer Gerechtigkeit. Das heißt u.a., daß das soziale Versorgungssystem bei Bedarf zur Leistung verpflichtet ist – und nicht die quasi „ständische“ Organisationsform „Familie“. „Gemeinschaft“ bedeutet aber auch ein Nivellieren der Ansprüche und bedeutet Empfindlichkeit gegenüber sozialen Differenzierungen. Auf der Basis gleicher Ansprüche und vergleichbarer Selbstverständlichkeiten der alltäglichen Lebensführung funktioniert ein Austausch von Geben und Nehmen (der durch Geld oder Konkurrenz gefährdet wird). Diesem Verständnis von Gemeinschaft korrespondiert lebensweltlich ein soziales Netzwerk, das neben der Familie/Verwandtschaft vor allem aus Kontakten in der Arbeitswelt aufgebaut wird, die auch bei Veränderungen (z. B. Arbeits- oder Ortswechsel) in der Regel stabil bleiben.

d. Tendenziell gleichberechtigte Partnerschaft

Obwohl die Frauen – soweit sie 1990 in festen Partnerschaften leben bzw. eine Familie haben – traditionelle Arbeitsteilungen im Haushalt akzeptieren und praktizieren und sozusagen ‚symbolisch‘ die Vorrangstellung des Mannes voraussetzen, ist unverkennbar, daß die Frauen tendenziell egalitäre Partnerschaften leben (das ist eine der Ungleichzeitigkeiten, die sich im Lebenslauf von Frauen institutionalisieren). Diese praktizierte Egalität beruht auf einer (bislang jedenfalls) von beiden Partnern geteilten Selbstverständlichkeit ihres gleichrangigen Anspruchs auf eine gleichwertige qualifizierte Berufsarbeit. Weder in den Tagebüchern noch in den Nachschriften lassen

sich Hinweise dafür finden, daß die Frauen selbst oder ihre Männer diese Selbstverständlichkeit in Frage stellen. Wir nehmen allerdings an, daß diese Selbstverständlichkeit auch bereits zu DDR-Zeiten stärker bei den Frauen ausgebildet war; unter den Bedingungen fehlender Konkurrenz um Arbeitsplätze sowie ausgeprägter geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen auch im Erwerbsektor gab es kaum Grund für Männer, gegen die selbstverständlichen Ansprüche ihrer Frauen zu opponieren. Während unter den veränderten Bedingungen die Frauen an dieser Selbstverständlichkeit festhalten, greifen unter den Männern Differenzierungen; die einen teilen weiterhin diese Selbstverständlichkeit mit ihren Frauen, andere aktivieren eher, was latent vorhanden und durch das Eheregiment von beiden Partnern unter der Hand bekräftigt wurde: die Identifikation mit der „Ernährerrolle“³.

Die hier zusammengefaßten Selbstverständlichkeiten haben im biographischen Konzept der Frauen eine individuelle Ausprägung und Bedeutung. Ob diese Selbstverständlichkeiten unter sich verändernden Bedingungen beibehalten, modifiziert oder aufgegeben werden, ist – neben der Stärke des Druckes eben dieser Bedingungen – auch abhängig vom Umfang und von der Art der verfügbaren Ressourcen („Kapitalsorten“ nach Bourdieu 1983) und vom familiärem „Erbe“ (z.B. übernommenen Geschlechterrollen, Verhältnis zum politischen System usw.). Dies soll im folgenden an zwei Beispielen wenigstens in groben Zügen gezeigt werden. Dabei werden zwei Annahmen zugrundegelegt:

- Wir gehen davon aus, daß sich Transformationen/Modernisierungen nicht gleichzeitig in allen Bereichen vollziehen, sondern eher Ungleichzeitigkeiten charakteristisch sind – z.B. zwischen Veränderungen im ökonomischen Bereich/Arbeitsmarkt einerseits und den Organisationsformen der Vereinbarung von Beruf und Familie andererseits. Diese Ungleichzeitigkeit kann individuell sowohl die Anpassung an neue Anforderungen in einem Bereich (etwa den Erwerb einer ‚Anschlußqualifikation‘) erleichtern, als auch das Beibehalten von Selbstverständlichkeiten fördern. Je länger wiederum individuell Selbstverständlichkeiten beibehalten werden, desto größer auch die Wahrscheinlichkeit, daß sie einen modifizierenden Einfluß auf Transformationen/Modernisierungen haben werden.
- Die Chancen, Selbstverständlichkeiten des biographischen Konzeptes beizubehalten und eventuell die neuen Bedingungen so zu modifizieren, daß sie deren Fortführen nicht behindern, sind größer, wenn diese Selbstverständlichkeiten mit vielen anderen geteilt werden. Radikale Ortswechsel (von Ost nach West) dagegen verringern mit dem „Eintauchen in eine fremde Kultur“ eher diese Chancen.

3 Obwohl in der DDR institutionell die ‚Ernährerrolle‘ geschwächt war und für die jüngeren Generationen praktisch kaum mehr erlebbar war, hielt sich die Erinnerung daran offenkundig und konnte unter den veränderten Bedingungen aktiviert werden.

2. Zwei Fallbeispiele

Jutta Kerbs: „Ich bin völlig nüchtern bei der Betrachtung dieser Umstände“

Jutta Kerbs ist 1990 25 Jahre alt (Jahrgang 1965). Sie ist verheiratet mit einem Mann, der im Außendienst einer Brauerei arbeitet. Sie hat Abitur, einen Facharbeiterabschluß für Milchwirtschaft und einen Hochschulabschluß (Diplom-Ingenieur-Ökonom der Lebensmittelindustrie). Ihre Berufserfahrung ist 1990 noch gering, sie ist erst seit Februar 1990 berufstätig – als „Mitarbeiter für Arbeitsökonomie“. Während der Zeit des Tagebuchschreibens arbeitet sie in einem Betrieb, der vormals zu einem Backwarenkombinat gehörte.

Jutta Kerbs ist eine Ausnahme unter den Tagebuchschreiberinnen; wie kaum eine andere nimmt sie von den sich überstürzenden Ereignissen und Veränderungen im Herbst 1990 nur das wahr, was unmittelbar ihre Lebenswelt, ihre Familie und ihren Lebensplan tangiert. Jutta Kerbs hat in der DDR ein biographisches Konzept ausgebildet, das als „pragmatisch“ bezeichnet werden kann: im Rahmen des Gegebenen, d.h. des nicht beeinflussbaren gesellschaftlichen/politischen Systems, sich auf das Machbare einstellen und die Möglichkeiten nutzen für das berufliche und familiäre Fortkommen, ohne sich „dem (politischen) System“ zu verpflichten. Mit diesem Konzept schreibt sie Kontinuitäten aus ihrer Herkunftsfamilie fort. Wie ihr Vater wählt sie den Ingenieurberuf und legt Wert auf eine solide fachspezifische Ausbildung; wie ihre Mutter lebt sie das Modell der Vereinbarung von qualifizierter Berufsarbeit und Familie in der für ihre Generation „normalen“ Form des Pendelns. Und wie ihre Eltern ist sie parteilos. Die bereits in der Herkunftsfamilie praktizierte Haltung – „aus dem Gegebenen das Beste machen“ – ohne sich zu sehr auf die (politischen) Verhältnisse einzulassen, hat einen spezifischen Effekt: Man setzt stärker auf das eigene Vermögen und die eigene Selbständigkeit und interpretiert die erreichte Position als Ergebnis der individuellen Leistung. Dies ist eine Ressource, auf die Jutta Kerbs unter den sich ändernden Bedingungen zurückgreifen kann und die es ihr ermöglicht, an bestimmten Selbstverständlichkeiten festzuhalten.

Im Herbst 1990 wird sie zunächst auf Kurzarbeit Null gesetzt und später arbeitslos. Obwohl sie „die Umstände nüchtern“ betrachtet und sich ausgerechnet hat, daß sie als relative Berufsanfängerin geringere Chancen als die Älteren hat, die erste Welle der Entlassungen zu überstehen, kann sie die Verunsicherung und Angst zunächst nur durch eine Rationalisierung bannen. Sie greift auf das traditionelle „zweites Standbein“ von Frauen zurück: „Tim [das ist ihr 2½-jähriger Sohn] ist noch klein – der kann Mutti mal ganz gut zu Hause gebrauchen (werde versuchen, ihn halbtags in die Krippe zu bringen). Alles gut und schön, solange Bodo Arbeit hat“. Zugleich bekräftigt sie sich

mit dem Negativbild der Hausfrau, woran sie festhalten will. *„Im Betrieb hat's zuletzt überhaupt keinen Spaß mehr gemacht. Aber zu Hause, und noch dazu allein, ist mies“*. Gewohnt, in erster Linie auf die eigene Leistung zu setzen, macht sie sich daran, die Voraussetzungen zu schaffen, mit denen sie auch unter veränderten Bedingungen an der Selbstverständlichkeit einer ihrer Qualifikation entsprechenden Berufsarbeit festhalten kann. Sie nutzt die Nähe ihres Wohnortes zu (West)Berlin, um sich dort zu bewerben, und entscheidet, zunächst einmal ihre Arbeitskraft für diese neuen Anforderungen paßfähig zu machen, als sie feststellt, daß sie sich mit ihrer Ausbildung in „sozialistischer Betriebswirtschaft“ den „völlig neuen Anforderungen nicht gewachsen“ fühlt. *„Am besten ist es wirklich, eine Ausbildung zu machen, ehe man sich auf neue Abenteuer stürzt“*. Im Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit macht sie – zunächst auf eigene Kosten – einen berufsspezifischen Fernkurs und die Fahrerlaubnis (um notfalls mobil zu sein) und später setzt sie, als sie arbeitslos ist, dem Arbeitsamt gegenüber durch, daß sie gemeinsam mit ihrem (unterdessen auch arbeitslosen) Mann eine 14-monatige Weiterbildung machen kann. Ihre pragmatische Orientierung auf eine zielstrebige Anpassung ihrer Arbeitskraft an die neuen Anforderungen ist erfolgreich: Nach der Umschulung finden sie und ihr Mann *„innerhalb von 4 Wochen“* Arbeit: seither ist Jutta Kerbs *„bei einem Dienstleister für's Land tätig“*, während ihr Mann nach einer ABM-Stelle seinen *„Traumjob bei einer kl[ainen] Privatfirma im Baubetreuungsbereich“* gefunden hat. Mit dieser erfolgreichen Strategie hat Jutta Kerbs nicht nur die für sie selbstverständliche Berufsarbeit fortsetzen können, sondern sie hat damit auch die Selbstverständlichkeit eines egalitären Anspruchs darauf in ihrer Partnerbeziehung befestigt. Mit ihrem Pragmatismus, sich auf das jeweils Gegebene einzustellen, um „das Beste für sich daraus zu machen“, entwickelt sie zielstrebig Aktivitäten, um ihre Arbeitskraft paßfähig zu machen. Das schließt aber keineswegs ein, diese nach den Kriterien ‚männlicher Arbeitskraft‘ zu qualifizieren: Anpassung an die neue Zeit heißt für sie keineswegs Anpassung an Vorstellungen und Normen einer ‚individualisierten‘, modernisierten Arbeitskraft: mobil, immer verfügbar etc. Für sie bleibt selbstverständlich, daß Vollzeitbeschäftigung und Familie vereinbar bleiben müssen. Das Verbleiben an ihrem gewohnten Ort (bei gleichzeitigem Wechsel der Arbeitsstelle) erhöht die Chancen für Jutta Kerbs, an den Selbstverständlichkeiten ihres biographischen Konzeptes unverändert festzuhalten.

Astrid Faber: „Meine Hoffnung richtet sich auf später“

Im Unterschied zu den anderen vier Frauen muß Astrid Faber die Selbstverständlichkeiten ihres biographischen Konzeptes nicht zu veränderten Bedingungen am vertrauten Ort in Beziehung setzen, sondern sie muß sie in einer

„fremden Kultur“ zu leben versuchen. Als ihr Mann, ein Maschinenbauingenieur, nach erfolgreicher Probezeit eine feste Anstellung in der alten Bundesrepublik findet, zieht sie ihm mit ihrem einjährigen Sohn nach. 1994 schreibt sie, daß sie nun das geworden ist, was sie nie sein wollte – eine Hausfrau.

Im Herbst 1990 ist Astrid Faber im Babyjahr. Nach Abschluß des Studiums als Diplomingenieur-Ökonom und kurzer Berufsarbeit hat sie im Mai 1990 ihr erstes Kind zur Welt gebracht. Ihr biographisches Konzept sieht ähnlich aus wie das der anderen Frauen: Nutzen der Bildungs- und Qualifikationsmöglichkeiten, Sich-Einrichten im Gegebenen („Hierbleiben“), Berufsarbeit und Familie unter Nutzung der sozialpolitischen Maßnahmen vereinbaren, zwei Kinder, Unterbrechung der Berufsarbeit nach der Geburt für mindestens ein Jahr, anschließend wieder ganztägige Berufsarbeit, Unterbringung der Kinder im Kindergarten. Astrid Faber hatte sich das Babyjahr mit ihrem Wunschkind „so schön und sorglos vorgestellt“, nun muß sie die Erfahrung machen, daß die gesellschaftlichen Veränderungen Verschiebungen der Machtbalancen in ihrer Ehe befördern, die ihr Lebenskonzept in Frage stellen. Während ihr Mann „einen anerkannten Beruf“ hat, sich „in der Welt“ nach einer neuen Arbeit umtun kann und daher „viel optimistischer in die Zukunft“ blicken kann als sie, erfährt sie eine Entwertung ihres gerade erworbenen Hochschulabschlusses („eine Ausbildung, die man zu nichts gebrauchen kann“), die Auflösung ihrer bisherigen Arbeitsstelle und damit perspektivisch Arbeitslosigkeit nach Ablauf des Babyjahres sowie ökonomische Abhängigkeit von ihrem Mann. Entgegen ihrer bislang praktizierten tendenziell egalitären Partnerbeziehung scheint sich ihr Mann in dieser Situation (wieder) stärker mit der ‚Ernährerrolle‘ zu identifizieren. Gebunden durch ihr Kind an ihren häuslichen Raum (während „draußen die Welt“ sich verändert, was sie im wesentlichen nur über ihren Mann und seine Bewerbungen erlebt), bestätigt sie sich ihren selbstverständlichen Anspruch auf eine Berufsarbeit, in der sie „Selbstbestätigung“ findet, im angstbesetzten Bild der Hausfrau. Nachdem eine Phase des Abwartens mit der festen Anstellung ihres Mannes beendet ist und sie zu ihm in eine Kleinstadt am Bodensee gezogen ist, versucht sie zunächst, in der neuen Umgebung die Selbstverständlichkeiten ihres biographischen Konzeptes wieder aufzunehmen und fortzuführen. Dies scheint ihr anfangs auch zu gelingen, obwohl sie sofort die Diskrepanz zwischen ihren Selbstverständlichkeiten und der ‚fremden Kultur‘ zu spüren bekommt. „Also hin zum Arbeitsamt. Der Mann konnte sich unter meiner Ausbildung nichts vorstellen und sah ziemlich ratlos aus.“ Geradezu begeistert bereitet sie sich in einer Übungsfirma zunächst auf eine Tätigkeit unter den neuen Bedingungen vor und ist glücklich, als sie bald darauf eine Arbeit findet. „Die beiden anderen lehnten ab, das Gehalt stimmte nicht. Mir war das nicht in erster Linie wichtig, ich wollte irgendwo genommen werden. Ich hatte ja überhaupt keine Vorstellung davon, wie meine Chancen waren.“ Doch bald deutet sich in ihrem Arbeitsumfeld an, daß sie die früher als selbstverständlich antizipierte Vereinbarung von

Beruf und Mutterschaft unter den gegebenen Bedingungen wohl nicht durchhalten kann. *„Wenn ich erzählte, daß ich einen 1 1/2 jährigen Sohn habe, begegnete ich manch hochgezogener Augenbraue. Der Geschäftsführer meinte sogar, daß ich nicht seine Frau hätte sein dürfen.“* Als aufgrund der wirtschaftlichen Krise in ihrer Firma Kurzarbeit und flexible Arbeitszeiten eingeführt werden und auch noch die Betreuung ihres Sohnes durch eine Tagesmutter nicht mehr funktioniert, wird Astrid Fabers Alltagsorganisation bis zum Zerreißen belastet. Sie kündigt und realisiert einen anderen selbstverständlichen Teil ihres Lebensplanes: das zweite Kind. Sie hatte diesen Wunsch zunächst verschoben, um sich in der neuen Umwelt erst einmal eine berufliche Basis zu schaffen. Nun wird das zweite, 1994 geborene Kind für Astrid Faber zum einen die Erlösung aus einem nicht zu bewältigenden Alltag und gleichzeitig begründet sie damit ihr Hausfrauendasein auf längere Zeit. *„Im März [1994] habe ich aufgehört zu arbeiten. Es war ein trauriger und wehmütiger Tag für mich. Ich werde den Erziehungsurlaub von drei Jahren in Anspruch nehmen. Aber selbst dann glaube ich nicht, daß ich wieder arbeiten kann.“* Astrid Faber richtet sich auf eine „längere Durststrecke“ ein, in der sie einige Selbstverständlichkeiten ihres biographischen Konzeptes „auf Eis legt“ um sie gegebenenfalls nachträglich, wenn die Bedingungen dafür günstig sind, wieder aufzunehmen.⁴ Indem sie engen Kontakt zu Freundinnen hält, die im Osten geblieben sind und weiterhin Beruf und Familie vereinbaren, bleibt sie auch in Kontakt zu einem Lebensmodell, das mit den Selbstverständlichkeiten ihres biographischen Konzeptes korrespondiert. So wird die mögliche Lebbarkeit dieses Modells in ihrer Vorstellung wachgehalten. Während sie den Wunsch, berufstätig zu sein, auf später verschiebt, hält sie an anderen Selbstverständlichkeiten fest: sie gibt z.B. ihren Sohn nach der Geburt des zweiten Kindes weiter in einen Kindergarten.

Für Astrid Faber bedeutet der Ortswechsel, daß sie auf allen Ebenen ihres Lebenskonzeptes gleichzeitig mit Veränderungen konfrontiert wird. Sie muß innerhalb kürzester Zeit verarbeiten, ihre Berufstätigkeit aufzugeben, von ihrem Mann ökonomisch und in gewisser Weise auch in ihrem Lebensplan abhängig zu sein und zu erleben, wie sehr die Geburt eines Kindes ihre Mobilität und die bisher praktizierte Machtbalance innerhalb einer Partnerschaft verändern kann.

4 Regina Becker-Schmidt hat „Nachträglichkeit“ als ein Muster der Verarbeitung von Ambivalenzen im weiblichen Lebenslauf gekennzeichnet. „Die Wünsche, die sich im Hier und Jetzt nicht erfüllen lassen, müssen, damit sie nicht als abgespalten verloren gehen, die Chance zur Wiederkehr in besserer Zeit behalten. Von der Möglichkeit, einen aufgegebenen Plan nachträglich einzuholen, hängt das endgültige Schicksal von Ambivalenzkonflikten im Lebenslauf ab.“ (Becker-Schmidt 1993: 86)

3. Schlußbemerkungen

Ich möchte schließen mit zwei verallgemeinernden Schlußfolgerungen, die sich – ohne daß damit die Aussagekraft unserer Analysen überstrapaziert wird – aus den Fallbeispielen für die weitere Analyse des Eigen-Sinns und der Widersprüchlichkeiten „weiblicher Lebensführung“, insbesondere unter ostdeutschen Bedingungen, ableiten lassen.

Erstens: Ich halte es für notwendig, die Ungleichzeitigkeit von Transformations- bzw. Modernisierungsprozessen mit ihren Auswirkungen auf die individuellen Lebensbedingungen in ihrer zu einem gegebenen Zeitpunkt feststellbaren Figuration stärker zu beachten und genauer zu untersuchen. Unsere Analysen legen den Schluß nahe, daß Frauen wie z.B. Jutta Kerbs an der selbstverständlichen Berufsarbeit festhalten können, weil sich zwar im Arbeitsbereich alles für sie verändert, andere Bedingungen aber, die dafür eine Voraussetzung bilden – wie z.B. die Unterbringung ihres Sohnes in einer Kita – sich nicht (noch nicht) geändert haben – ebensowenig wie die Bewertung von Kindereinrichtungen durch Menschen, mit denen der Alltag geteilt wird, oder das Arrangement von Arbeitsteilungen und Macht in der Partnerbeziehung. Dies bringt eine zusätzliche zeitliche Dimension in den Prozeß der Transferierung eines Modernisierungskonzeptes in den Osten Deutschlands, in dem die Ambivalenzen des weiblichen Lebenslaufs, die für moderne Gesellschaften kennzeichnend sind, eine zum Teil andere institutionelle Ausgestaltung erfahren, als dies im Modernisierungskonzept, das in der ‚realsozialistischen‘ DDR verfolgt wurde, der Fall war und dessen Wirkungen auf Lebenskonzepte und Lebensverläufe als Festhalten an Selbstverständlichkeiten rekonstruierbar sind.

Zweitens: Das Festhalten an Selbstverständlichkeiten des Lebensentwurfs ist nicht als etwas Statisches zu verstehen und begrifflich zu fassen. Helga Milz hat in ihrer Sekundäranalyse empirischer sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, die zwischen 1910 und 1990 in Deutschland zum Frauenbewußtsein erhoben wurden, den Begriff der *Zwischenorientierungen* geprägt, mit denen Frauen in beständigen Lernprozessen, in „stetiger Modifikation ihrer Lebensmuster“ (Milz 1994: 19) auf veränderte Bedingungen und Möglichkeiten, die in der Regel zugleich Zerreißproben zwischen unvereinbaren Anforderungen sind, reagieren. Die dabei erzeugte „Mentalität des ‚going-between‘“, (ebd.), die Milz auf die Vereinbarkeitsproblematik bezieht, kann auch für Zerreißproben zwischen in der DDR-Sozialisation ausgebildeten Selbstverständlichkeiten (Biographiemustern) und transferierten Institutionen und Strukturen festgestellt werden. Ich halte es für notwendig, solchen „Zwischenorientierungen“ – in denen z.B. auch „angebaute, aber dann untergegangene Lebensentwürfe“ (Becker-Schmidt 1993: 89) latent existent bleiben können – präziser auf die Spur zu kommen – was auch die Arbeit an einer

entsprechenden Begrifflichkeit erfordert, mit der solche Zwischenorientierungen hinreichend erfaßt werden können.

Literatur

- Becker-Schmidt, Regina (1993): Ambivalenz und Nachträglichkeit: Perspektiven einer feministischen Biographieforschung, in: Krüger, Marlis (Hg.): Was heißt hier eigentlich feministisch? Zur theoretischen Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften, Bremen, 80-92
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): Zur Theorie sozialer Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2, Göttingen, 183-193
- Dietzsch, Ina/Dölling, Irene (1996): Selbstverständlichkeiten im biografischen Konzept ostdeutscher Frauen. Ein Vergleich 1990-1994, in: Berliner Debatte. Initial 2, 11-20
- Hradil, Stefan (1995): Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und „Altlasten“ in Ostdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 20, 3-15
- Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria (1993): Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo alles zusammenkommt, in: Jurczyk, Karin/Rerrich, Maria (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, Freiburg, 11-47
- Jurczyk, Karin/ Voß, Günter (1995): Zur gesellschaftlichen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung, in: Projektgruppe alltägliche Lebensführung (Hg.): Alltägliche Lebensführung – Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung, Opladen, 371-407
- Kreher, Simone (1995): Berufseinmündung und Familienbildung in der Generationenfolge, in: Bertram, Hans (Hg.): Das Individuum und seine Familie. Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter, Opladen, 223-266
- Molnár, Doreen/Richter, Jenny/Rieger, Kathrin (1994): Sie wünschen bitte? Frauen im Einzelhandel der neuen Bundesländer, in: Bütow, Birgit/Stecker, Heidi (Hg.): Eigenartige Ostfrauen. Frauenemanzipation in der DDR und in den neuen Bundesländern, Bielefeld, 150-174
- Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik, Berlin
- Tönnies, Ferdinand (1959): Gemeinschaft und Gesellschaft, in: Vierkandt, A. (Hg.): Handwörterbuch der Soziologie, Stuttgart
- Wehrich, Margit (1996): Alltag im Umbruch? Alltägliche Lebensführung und berufliche Veränderung in Ostdeutschland, in: Diewald, Martin/Mayer, Karl-Ulrich (Hg.): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung. Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozeß, Opladen, 215-228